

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 45 (1969-1970)

Heft: 15

Artikel: Deutsche Mayo-Klinik in Wiesbaden : im Hauptquartier der Diagnose

Autor: Weiser, Eric

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079377>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Hauptquartier der Diagnose

Im Jahre 1864 eröffnete der aus England stammende Arzt Dr. William W. Mayo eine kleine Praxis in der amerikanischen Stadt Rochester im Staate Minnesota. Ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1914, eröffneten seine beiden Söhne Will und Charly, die ebenfalls Ärzte geworden waren, in derselben Stadt die heute weltberühmte «Mayo-Klinik».

In dieser riesigen Klinik sind jetzt nicht weniger als 400 Ärzte aller medizinischen Fächer als Diagnostiker am Werke, um täglich 800 Menschen mit modernsten Methoden und Apparaten zu untersuchen. Dennoch ist die Mayo-Klinik keine seelenlose «Diagnose-Fabrik», sondern eine Stätte der Wissenschaft und der Menschlichkeit.

Erstmals in Europa

Wieder ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1964, fuhr der deutsche Arzt Dr. Leo Krutoff nach Amerika. Er besuchte die Mayo-Klinik und liess sich von ihren Ärzten nicht nur alles zeigen und erklären, sondern auch selbst «durchsuchen». Was er dabei sah, hörte und erlebte, liess in ihm den Plan reifen, eine ähnliche diagnostische Klinik in Europa ins Leben zu rufen.

Vier Jahre dauerte es, bis die Vorbereitungen abgeschlossen werden konnten: Krutoff und seine Mitarbeiter mussten das erforderliche Kapital von vielen Millionen mobilisieren, Grundstücke erwerben, mit Behörden verhandeln, Bau- und Organisationspläne ausarbeiten lassen. Aber nach der Grundsteinlegung wurde der Bau der Klinik in Wiesbaden — mit einem Hotel für die Patienten und einem Wohngebäude für das Personal — in der Rekordzeit von knapp zwei Jahren fertiggestellt. 1970 konnte die «Deutsche Klinik für Diagnostik» — als erstes europäisches Unternehmen dieser Art — ihre Tätigkeit beginnen.

Vierzig Ärzte für einen Patienten

Sie ist naturgemäss viel kleiner als ihr grosses amerikanisches Vorbild, kann aber immerhin 100 Patienten pro Tag

aufnehmen. Ihr Ärztetab besteht aus 40 Personen: Zwanzig sind Fachärzte für innere Krankheiten; unter den übrigen finden wir Gynäkologen und Urologen, Hals-Nasen-Ohren-Spezialisten und einen Augenarzt, Nervenärzte, Röntgenologen und natürlich auch einen Psychiater. Die meisten sind noch verhältnismässig jung: das Durchschnittsalter beträgt nur rund 42 Jahre. Aber jeder einzelne ist ein erstrangiger Spezialist, der als Chefarzt eine Krankenhausabteilung leiten könnte. In dieser Klinik gibt es jedoch weder übergeordnete Chefärzte noch untergeordnete Assistenten: Ihre Ärzte bilden ein zusammengehöriges «Team», dessen Mitglieder gleichberechtigt und mit gemeinsamer Verantwortung zusammenarbeiten.

Ebenso wie alle medizinischen Fächer sind hier auch alle zur Untersuchung erforderlichen Apparate und Laboratorien unter einem Dach vereinigt. Die Vorteile dieser Organisationsform sind augenfällig: Das übliche Verfahren, den Patienten von einem Spezialisten zum andern, von Labor zu Labor zu schicken, ist nicht nur zeitraubend und kostspielig, sondern erschwert auch die Koordination der ärztlichen Tätigkeit. In der diagnostischen Klinik braucht sich der Patient nur ins Nebenzimmer oder ins nächste Stockwerk zu begeben, und alle Untersuchungen lassen sich im Laufe weniger Tage durchführen; da die Ärzte in ständigem persönlichen Kontakt stehen, lässt sich der Untersuchungsgang zweckmässig steuern, und die Schlussbilanz der verschiedenen Befunde kann gemeinsam gezogen werden. Mit dieser Schlussbilanz ist die Tätigkeit der Klinik beendet: In diesem Hause kann man sich nur untersuchen, nicht aber behandeln lassen, und chirurgische Eingriffe werden hier nur dann ausgeführt, wenn sie zur Stellung der Diagnose nötig erscheinen. Angesichts der Fülle und Vielfalt des modernen medizinischen Wissens glauben die Wiesbadener Ärzte, sich auf die Diagnostik beschränken zu müssen;

aber sie sind sich über ihre Grenzen vollends klar: «Wir halten uns keineswegs für unfehlbar», sagte mir Dr. Krutoff, «auch wir können uns natürlich — wie alle anderen Ärzte — letzten Endes irren und eine falsche Diagnose stellen. Aber wir sind felsenfest davon überzeugt, dass unser mosaikartig zusammenwirkendes Wissen, Hand in Hand mit unserer zeitgemäss rationalisierten Organisation, dem Patienten die beste Garantie gewährt, die ihm nach dem heutigen Stande der medizinischen Wissenschaft geboten werden kann...»

Stumme Assistenten

«Der Patient ist unser Gast», lautet die Devise der Deutschen Klinik für Diagnostik. In diesem Sinne ist die ganze Klinik organisiert und ausgestattet. Bei meinem Rundgang fiel mir zunächst auf, dass es nirgends nach Krankenhaus riecht. Auch sind Wände und Möbel nicht «hygienisch» weiss getüncht und lackiert; überall findet man gedämpfte Farben und bequem gepolsterte Sessel. Sowohl die Empfangs- und Warteräume als auch die Konsultationszimmer machen eher den Eindruck eines modernen Hotels als den einer Klinik.

Ein ganz anderes Bild bieten die Räume, in denen die diagnostischen Geräte und Laboratorien untergebracht sind. Hier könnte man eher glauben, sich in den Maschinsälen einer grossen Fabrik zu befinden. Die riesigen, stahlfunkelnden Apparaturen kommen aus den verschiedensten Ländern der Welt — einige auch aus der Schweiz. Sie stellen einen Gesamtwert von rund 15 Millionen Franken dar, wurden aber von der Klinik nicht gekauft, sondern im sogenannten «Leasing»-Verfahren gemietet. Das ist zwar verhältnismässig kostspielig, bietet aber den Vorteil, dass jeder veraltete Apparat sofort durch einen neuen ersetzt werden kann.

«Nur auf diese Weise» — erklärt Dr. Krutoff — «können wir unsere selbstverständliche Verpflichtung erfüllen, unsere Patienten stets nur mit

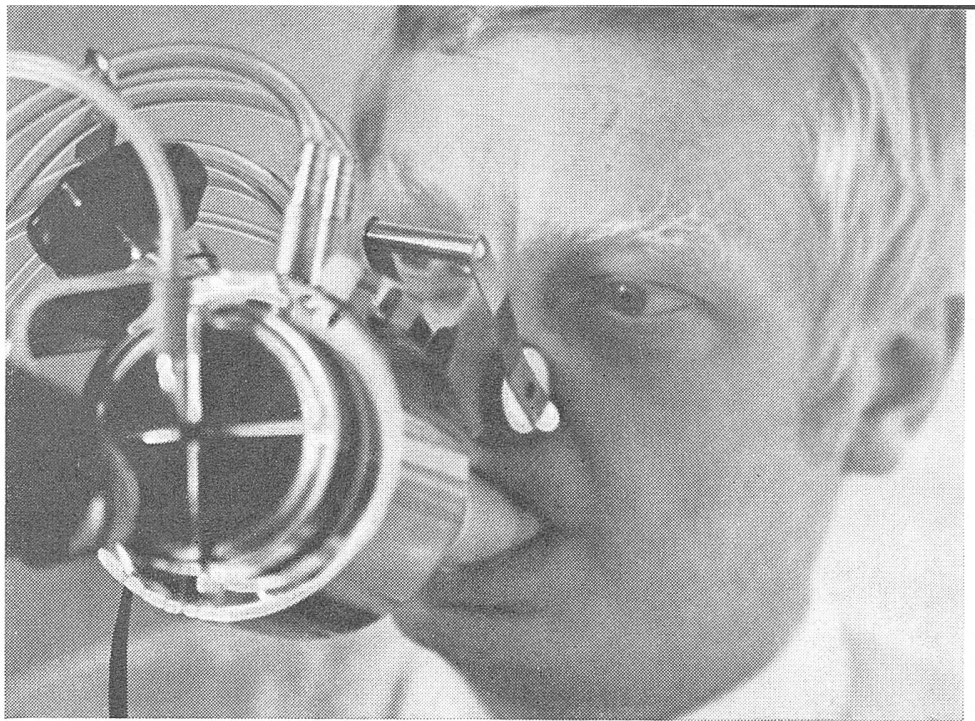
den modernsten Mitteln zu untersuchen, die irgendwo auf der Welt erfunden oder entwickelt worden sind.»

Dank dieses Leasing-Systems konnten aber auch alle Möglichkeiten ausgenutzt werden, menschliche Arbeitskraft durch vollautomatisch funktionierende Elektronengeräte zu ersetzen. Das grosse Rechenzentrum der Klinik ist gewissermassen ihre Kommandobrücke. Seine Computer erledigen nicht nur den grössten Teil der umfangreichen Bureau- und Verwaltungsarbeit, sondern besorgen auch die Auswertung und Speicherung der Krankengeschichten und Untersuchungsbefunde. Aber auch komplizierte Blutuntersuchungen und andere Laboranalysen werden sekundenschnell und mit höchster Präzision von Elektronengeräten ausgeführt.

Ich stelle Dr. Krutoff die naheliegende Frage: «Stört diese weitgehende Automatisierung nicht das menschliche Vertrauensverhältnis zwischen Patienten und Ärzten?» «Nein, keineswegs» — lautet die überzeugte und wohlbegründete Antwort — «ganz im Gegenteil! Bei uns kommen keine Diagnosen aus dem Computer. Er ist für uns nicht mehr und nicht weniger als ein technisches Hilfsmittel: ein stummer Assistent, der dem Arzt überflüssige Kleinarbeit abnimmt und ihm damit die Möglichkeit bietet, jedem Patienten seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen. Wer zu uns kommt, kann und soll sich gut aufgehoben und geborgen fühlen; er kann sicher sein, hier nicht als Fall oder Nummer zu gelten, sondern als Mensch und Individuum...»

Der «check up»

Zu den Aufgaben dieser Klinik gehört nicht nur die diagnostische Klärung von schwierigen «Problemfällen», sondern vor allem auch die allgemeine Vorsorgeuntersuchung. Dank den Fortschritten der modernen Medizin sind ja heute zahlreiche — und zum Teil sehr ernste — Erkrankungen frühzeitig erkennbar und in ihrem allerersten Stadium noch heilbar. Des-



Alle Apparate zur Hand, aber doch keine seelenlose Diagnosefabrik

halb beginnt sich auch in Europa der in den USA schon längst verbreitete Brauch einzubürgern, sich einmal im Jahr gründlich «durchuntersuchen» zu lassen. Das nennt man drüben «check up», bei uns «Grunduntersuchung».

Wer sich dazu entschliesst, seinen Gesundheitszustand in der Wiesbadener Klinik gründlich kontrollieren zu lassen, muss zunächst — noch zu Hause — einen Fragebogen ausfüllen, der nicht weniger als 525 Fragen enthält: nach durchgemachten Krankheiten, bestehenden Beschwerden oder Schwierigkeiten, Einzelheiten der Berufstätigkeit und der Lebensweise usw. Die durch Computer ausgewerteten Antworten liefern den Ärzten bereits ein medizinisches «Portrait», das dann noch durch mündliche Befragung ergänzt wird. Bei seiner Ankunft in der Klinik wird dem Patienten dann ein «persönlicher Arzt» zugeteilt, der die Untersuchungen organisiert und koordiniert, seinen Schützling von einer Station zur andern begleitet und ihm jederzeit Rede und Antwort steht. Er ist es auch, der den Patienten in einer ausführlichen Abschlussbesprechung über die Ergebnisse informiert, bevor der schriftliche Befundbericht seinem behandelnden Arzt zugestellt wird.

Wenn sich keine besonderen Probleme ergeben, dauert eine solche Grunduntersuchung zwei bis drei Tage. Nach Durchführung der üblichen Sprechstunden-Massnahmen — Blutdruckmessung, Pulskontrolle, Reflexprüfung, Auskultation usw. — besteht das eigentliche Programm aus einer Reihe von Spezialuntersuchun-

gen: Herz- und Lungenfunktion, Kontrolle der Beindurchblutung, Spiegelung des Augenhintergrundes usw. Vorbeugende Krebsuntersuchungen erstrecken sich insbesondere auf den Mastdarm, die Prostata des Mannes, die weiblichen Brüste und Unterleibsorgane. Inzwischen machen die Laboratorien eine vollständige Harnanalyse und etwa zwanzig verschiedene Blutuntersuchungen: Blutbild, Senkung, Gerinnungszeit, Bestimmung des Blutzuckers, des Cholesterins, der Harnsäure usw. Je nach Lage des Falles mögen dann noch zusätzliche Untersuchungen nötig werden: zum Beispiel Grundumsatzbestimmung zur Prüfung der Schilddrüsenfunktion, Lebertests, Nierenfunktionsprüfung, Analyse des Magensaftes usw.

Auch ohne derartige «Extras» ist eine solche Grunduntersuchung nicht gerade billig: 1450 bis 1750 Franken je nach dem Untersuchungsprogramm. Frauen brauchen etwas mehr Untersuchungen als Männer, über 40-jährige mehr als jüngere, Raucher mehr als Nichtraucher. Rechnet man die Reise- und Aufenthaltskosten hinzu, wird der durchschnittliche Gesamtaufwand für eine solche Grunduntersuchung mindestens 2000 Franken erreichen.

Dennoch will die Deutsche Klinik für Diagnostik kein «Haus der Reichen» sein. Ihre Leitung hat sich nicht nur dazu verpflichtet, fast ein Drittel der Gesamttätigkeit sozialversicherten Patienten zu gewähren, sondern hofft auch, dass sich immer mehr europäische Wirtschaftsbetriebe nach amerikanischem Muster dazu entschliessen werden, ihr Schlüssel-

personal einmal im Jahr zur Grunduntersuchung zu schicken. Dabei denkt Dr. Krutoff nicht etwa nur an die leitenden Angestellten: «Ein spezialisierter Mechaniker, der produktionswichtige Maschinen instandhält, ist mindestens ebenso unentbehrlich wie der Generaldirektor...»

Vorsorge und Vorbeugung erspart uns nicht nur Leiden und Schmerzen,

sondern letzten Endes auch Zeit und Geld. Der Chauffeur, der mich nach meinem Besuch in der Deutschen Klinik für Diagnostik zum Flugplatz fährt, bringt diese Erkenntnis auf die einfachste Formel: «Jeder Motor braucht regelmässige Kontrolle und Wartung — auch der Motor des menschlichen Körpers!»

Dr. Eric Weiser

Bodensatellitenstation:

Von Brention ins All

Sicher ärgerte sich schon mancher Geschäftsmann über stundenlanges Warten auf eine dringende Telefonverbindung mit dem Ausland. Das Volumen des Telefonverkehrs mit anderen Ländern steigerte sich ja so sehr, dass die vorhandenen Kabel seit Jahren stark überlastet sind. Diesem Missstand kann mit Hilfe von Satelliten ein Ende gesetzt werden. Das ist einer der Gründe, warum sich die Schweiz gegenwärtig mit dem Projekt zum Bau einer eigenen Satelliten-Bodenstation beschäftigt. Überdies möchte unser kleines Land im heutigen Zeitalter der Technologie einigermaßen Schritt mit der Entwicklung halten, um auch in dieser Sparte die notwendige Unabhängigkeit vom Ausland wahren zu können.

Die zweite Frage, wo diese Station gebaut werden soll, wirft kompliziertere Probleme auf. Der Standort muss wichtige Voraussetzungen erfüllen, wenn die Satelliten-Bodenstation einwandfrei funktionieren soll. So benötigen beispielsweise die im Satellitenfunk angewandten Radiowellen eine Sichtverbindung zwischen Satellit und Bodenstation. Diese wird die Richtstrahlverbindungen mit Satelliten der Serie Intelsat IV abwickeln, die eine recht kleine Sendeleistung abgeben und zudem in einer Höhe von 40 000 Kilometer über der Erdoberfläche schweben. Die Schwäche des von der Bodenstation aufzufangenden Signals

erfordert hochempfindliche Empfänger, die ihrerseits wiederum anfällig sind für Störungen durch Industrie oder unerwünschte Radiosignale. Fernmeldeverbindungen über Weltraumkörper gehen heute über sogenannte Synchronsatelliten, welche die Erde in Äquator-Ebene einmal in 24 Stunden umkreisen. Uns erscheinen diese stationär, weil die Flugrichtung der Satelliten mit der Richtung der Erdrotation identisch ist.

Für unser Land befindet sich ein östlicher Synchron-Satellit über dem Indischen Ozean, ein westlicher über Süd-Amerika. Somit ergibt sich in der Schweiz eine leicht südlich von Ost und West gelegene Sichtrichtung für die beiden erwähnten Satelliten. Der Standort der Bodenstation muss also sowohl in östlicher wie auch in westlicher Richtung möglichst freie Aussicht haben. Gleichzeitig sollten Berge die Sicht gegen den Norden und den Süden behindern oder doch wenigstens einschränken, um Störungen von diesen Richtungen möglichst abzuhalten. Wünschenswert wäre demnach eine Südhanglage in einem Ost-West-Tal. Hat sich nun ein solches Tal gefunden, müssen weitere Punkte berücksichtigt werden. Die erhöhte Anfälligkeit hochempfindlicher Empfänger für fremde Störungen wurde bereits erwähnt. Deshalb darf der Standort auf keinen Fall in einem Industriegebiet gewählt werden. Wohl

kann die natürliche Topographie eine Bodenstation vor Störungen auf der Erdoberfläche schützen, nicht aber gegen solche von Flugzeugen. Daraus folgt, dass sich die Station auch nicht in der Nähe einer «Flugstrasse» befinden darf. Abschliessend sei noch bemerkt, dass ein solider Bau selbstverständlich auch einen entsprechend festen Grundboden erfordert.

Es ist fast ein Wunder, dass sich in unserer an Terrain armen Schweiz ein Standort fand, der alle Voraussetzungen erfüllt; nämlich das 920 Meter über Meer, östlich von Leuk-Stadt gelegene Brention im Wallis. Das Hochplateau auf dem Südhang eignet sich nur wenig für moderne Landwirtschaft und verfügt aber doch über die notwendige Bodenfestigkeit. Gerade weil der Hang vor Hunderten von Jahren ein Rutschgebiet gewesen und seither ruhig geblieben ist, sichert er heute die Stabilität selbst bei Erdbeben. Brention liegt im Knick zwischen Ober- und Unterwallis. Das Oberwallis aber hat genau die Richtung eines Synchron-Satelliten über dem Indischen Ozean. Das Gotthardmassiv schirmt gegen Oesterreich und Graubünden ab, Les Diablerets und die Savoyer-Alpen gegen den Genfersee und Frankreich. Die Wildstrubelkette trennt vom Schweizerischen Mittelland, von Frankreich und Deutschland, die Alpenkette im Süden hält Störungen aus Italien fern, ohne aber die Verbindung mit Satelliten zu behindern. Schliesslich befinden sich in Brentions Nähe weder eine Luftstrasse noch grosse Industrien.

In einer einsamen Gegend wird bald emsige Geschäftigkeit herrschen, und in wenigen Jahren blickt ein Wald auf neue weisse Gebäude. Satelliten dienen wie Brücken oder Strassen der Ueberwindung von Distanzen, und wie deren wohlgeformte Bögen und Kurven sich in die Landschaft fügen können, ohne diese zu verunstalten, so dürften auch die glänzenden Schalen zukünftiger Antennen im grünen Walliser Gelände ein vielleicht bizarres, aber doch recht hübsches Bild ergeben.

Mathilde Schubert